

Ein Ort erzählt

*Ein kleines Geschenk von Oliver Henkel an Melanie Otto, den wahren guten Geist
der Lokfelder Brücke*

Ich habe schon viele Nächte erlebt. Wie viele, vermag ich nicht zu sagen. Und manchmal, wenn mich die Dunkelheit umfängt und schleichend Stille einkehrt, frage ich mich, wie es wohl sein mag, schlafen zu können. Dann verspüre ich den Wunsch, Augen zu haben, die ich schließen könnte, um einfach nur zu ruhen. Doch ich weiß, dass ich niemals Schlaf finden werde. So lausche ich in die Nächte, höre das leise Gurgeln des Flusses, das Rascheln der Mäuse im Unterholz, und warte darauf, dass ein weiterer Morgen weit im Osten graurot heraufzudämmern beginnt.

Zahllose dieser langen, finsternen Nachtstunden habe ich damit zugebracht, mich zu fragen, wer ich wohl bin. Doch eigentlich weiß ich es. Ich habe es schon immer gewusst, so lange meine Erinnerung zurückreicht, bis sie sich in fernen Nebeln verliert. Denn ich bin der Geist der Lokfelder Brücke.

Nicht der Geist der Häuser, die an dieser Stelle errichtet wurden. Häuser entstehen und vergehen. Auch nicht der Geist der Brücke, die hier die Trave überspannt. Ich kannte diese Ufer schon undenklich lange, bevor sie durch eine Brücke verbunden wurden. Ich bin nicht einmal der Geist der Trave, die immerfort dahinfließt, beständig nur in ihrem ewig gleichzeitigen Kommen und Gehen, während ich verharre. Nein, ich bin die Summe all dessen, aber auch viel mehr als das und zugleich etwas ganz anderes.

Mehr als alles andere bin ich wohl die Essenz der vielen Menschen, die hierher kamen. Denn wo feste Ufer und ruhig strömendes Wasser eine Stelle schaffen, an der man einen Fluss überqueren kann, da finden sich unweigerlich Menschen zusammen. Und während sie für Stunden oder auch Tage darauf warten, dass der Nachen des Fährmanns sie übersetzen kann oder die Furt passierbar wird, sitzen sie beieinander, unterhalten sich, trinken miteinander, lachen und singen, streiten und weinen. Dann werden ihre Gedanken, ihre Hoffnungen und Ängste, ihr Wissen und alles, was sie in sich tragen, ein Teil von mir.

So sehr haben diese Menschen mein Wesen geprägt, dass ihr erstes Erscheinen den frühesten Punkt meiner Erinnerung darstellt. Alles davor ist ein zeitloses schwarzes Nichts. Sie kamen vor undenklichen Zeiten, in Tierfelle gekleidet, verängstigte Wanderer in einer Welt voller Gefahren. Sie tauchten aus den dichten Wäldern auf, entfachten Feuer und lagerten für eine Weile an dem noch namenlosen Fluss, der ihnen reichlich Wasser und Fische schenkte, damit ihre Kinder und Alten sich erholen konnten. Und ohne dass sie es wussten, teilten sie mit mir, was sie ausmachte. Wenn sie nachts zu den Sternen aufblickten, fragten sie sich, wie es wohl ihren toten Ahnen ergehen mochte, sie sorgten sich darum, ob es entlang des Flusses ausreichend Wild geben würde, sie grübelten, wie sie die scharfkantigen Steinsplitter mit Hilfe von geflochtenem Gras am besten an Stöcken befestigen könnten. Aber was immer sie auch taten, sie fühlten sich wohl an diesem Ort. Ich spürte ihre Zufriedenheit, sie durchdrang und erfüllte mich mit einer ruhigen Wärme. Doch sie stimmte mich auch traurig, weil ich wusste, dass diese Menschen weiterziehen würden, wie es ihre Art zu leben verlangte. So kam es dann auch. Als sie schließlich aufbrachen, ließen sie eine große Stille zurück. Und ich, aus einem Schlummer erwacht, in den ich nicht wieder zurückfand, begann zu warten.

Ich musste lange warten. Dann und wann trug das Wasser der Trave eine vage Ahnung mit sich, dass Menschen weiter flussaufwärts die Strömung durchwatet oder an den Ufern gerastet hatten. Flüchtige Eindrücke nur, die rasch vorüberzogen. Doch der Ort, dem ich innewohne, war zu abgelegen. Niemand hatte Grund, hierher zu kommen, niemand verirrte sich hierher. Sommer und Winter vergingen, Jahre und Jahrhunderte zogen vorüber, in denen ich alleine mit mir selbst blieb.

Schließlich aber kehrten eines Frühjahrs die Menschen zurück. Und nun erst merkte ich, wie viel Zeit verstrichen sein musste, denn sie hatten sich verändert. Größer waren sie geworden, und statt Fellen trugen sie Kleidung aus grob gewebtem Leinen. Aber nicht nur ihr Erscheinungsbild war ganz anders, als ich es in Erinnerung hatte. Auch in ihnen sah es anders aus. Sie hatten sich eine Vorstellung davon erschaffen, warum die Welt, in der sie sich befanden, so war, wie sie war. Sie hatten den übermächtigen Kräften der Natur, von denen ihr Überleben abhing, Namen und Gestalten zugewiesen und somit gebändigt, um nicht unentwegt in Angst vor dem Unerklärlichen zu leben. Die Furcht hatte sich in Ehrfurcht verwandelt.

Es war nur wenige Männer, die an einem feuchten, nebelverhangenen Tag aus dem Wald traten. Stundenlang hatten sie sich ihren Weg durch das dichte Unterholz gebahnt; nun ließen sie sich erschöpft am Ufer nieder. Sie hatten sich mit ihren Familien in der Nähe niedergelassen und erkundeten nun die Gegend, in der sie fortan leben würden. Während sie sich ausruhten und beratschlagten, ob sie umkehren oder weitergehen wollten, bemerkte einer von ihnen, dass der Fluss, der zu jener Zeit mehrfach so breit war wie heute, an dieser Stelle seicht genug zum Durchwaten aussah. Zwei von ihnen versuchten es, nachdem sie die Wassergeister, die sie dort vermuteten, um Vergebung für das Eindringen in ihr Reich gebeten hatten. Indem sie sich vorsichtig Schritt für Schritt vorantasteten und den Boden vor sich mit langen Stöcken nach Untiefen absuchten, durchquerten sie den grünlichtrüben Strom. Mit nassen Beinen, doch ansonsten wohlbehalten, gelangten sie zum gegenüberliegenden Ufer, sahen sich dort um und kehrten dann wieder zurück. Sie waren zufrieden mit der Furt, die sie entdeckt hatten. Und auch ich war glücklich. Denn es bedeutete, dass öfters Menschen kommen würden, um an dieser Stelle von einem Ufer ans andere zu wechseln. Dann, bevor die Männer sich auf den Weg machten, um vor Einbruch der Nacht wieder bei ihren Höfen zu sein, ereignete sich noch etwas, von dem ich nicht ahnen konnte, wie lange es mich begleiten würde. Sie bezeichneten den Fluss, den sie vorgefunden und überwunden hatten, untereinander als Treva. Es war nicht als Name gedacht, denn in ihrer Sprache bedeutete es einfach nur Fluss. Und dennoch schien sich das Wort in diesem Moment untrennbar mit dem träge strömenden Wasser, mit dem Ort und somit auch mit mir zu verbinden. Etwas hatte sich verändert.

Von nun an sah ich tatsächlich häufiger Menschen. Die meisten aber waren von Trauer erfüllt, die auch mich bedrückte. Sie kamen mit Urnen aus gebranntem Ton, in denen sich die Asche verstorbener Väter, Mütter, Kinder oder Freunde befand. Auf einem Höhenzug am anderen Ufer der Trave gab es eine Wiese, die sie als geweiht betrachteten und auf der sie die Überreste ihrer Toten beisetzten. Am Ufer hielten sie stets für eine Weile inne; ich spürte, dass es für sie etwas Besonderes, etwas niederdrückend Düsteres bedeutete, auf dem Weg zum Totenacker den Fluss zu durchqueren. Nun erinnerte ich mich an das Gefühl von Geborgenheit und Glück, das vor so langer Zeit die allerersten Menschen empfunden hatten, die an diesen Ort gekommen waren. Und meine Erinnerung schien zu bewirken, dass die Trauer nachließ. Wenn sie dann weiterzogen, um die Urnen über die Trave zu tragen, war ihnen leichter zumute. Ein Lichtstrahl war in ihre Seelen zurückgekehrt. Es machte mich froh, das zu erleben. Mir wurde klar, dass ich, obgleich ich schweigend und gestaltlos bleiben musste, die Menschen trotzdem beschenken konnte. Ich hatte die Fähigkeit, das Glückliche derer, die sich hier für eine Weile niederließen und mit etwas mehr Helligkeit in sich weiterzogen, in mir zu tragen und weiterzugeben. Indem ich diese Empfindungen teilte, spürten die Menschen meine Gegenwart, ohne sich ihrer je bewusst zu werden. Es gibt für mich nichts Schöneres.

Die Zeit verstrich, begleitet vom immer gleichen Wechsel der Jahreszeiten. Doch nichts ist unveränderlich. Noch ehe die Menschen etwas bemerkten, erkannte ich, dass die Sommer langsam kürzer und die Winter kälter wurden. Die Trave begann von Familien zu künden, die an anderen Furten weiter oberhalb den Fluss überquerten und südwärts zogen, nachdem ihre Felder sie nicht mehr ernähren konnten. Erst viel, viel später erfuhr ich durch das Wissen anderer, dass man sie allesamt als Kimbern und Teutonen bezeichnete, obwohl sie selber ungezählte Namen für ihre vielen Sippen und Stämme hatten. Keiner von ihnen passierte hier die Furt, doch viele derer, die zu beiden Seiten des Flusses lebten, müssen sich ihnen auf der Flucht vor dem Hunger angeschlossen haben. Es kehrte nämlich bald eine Ruhe ein, wie ich sie lange nicht mehr erlebt hatte. Niemand brachte mehr Urnen über die Trave.

Ich fürchtete mich davor, wieder in die Einsamkeit zurückgestoßen zu werden. Wie erleichtert war ich, als endlich mit der Rückkehr der warmen Sommer auch wieder Menschen von Norden her an die Travefurt gelangten! Ihre Sprache unterschied sich ein wenig von der, die ich bislang gewohnt war, und sie trugen auch nicht ganz dieselben Vorstellungen vom Wesen der Welt in ihrem Geist, wenn sie das Wirken von Thor, Odin und anderen Göttern zu ergründen versuchten; doch sie nahmen das Geschenk, das ich ihnen machen konnte, mit der gleichen unwissentlichen Dankbarkeit auf.

Jahre und Jahrhunderte gingen dahin. Wenn es auch nicht viele Menschen waren, die an dieser Stelle die Trave durchquerten, weil es anderswo besser gelegene Furten gab, so blieb ich doch nie lange allein. Und alle jene, die hierher kamen, verspürten den Wunsch, sich für eine Weile am Ufer niederzulassen und Ruhe zu finden. Einige von ihnen waren weit herumgekommen; sie trugen in sich das Wissen um ferne Länder und andere Völker, und gelegentlich waren ihre Lastesel mit Waren von dort beladen. Durch sie erfuhr auch ich von der Größe der Welt. Einmal stolperte einer dieser Männer in der Mitte der von lehmbräunen Fluten angeschwollenen Trave und ärgerte sich furchtbar, als er mein Ufer erreichte, denn ihm war im Wasser sein kostbares Schwert verloren gegangen, das er einem Römer für einen ganzen Beutel Bernstein teuer abgekauft hatte. Es gelang mir glücklicherweise, seinen Zorn ein wenig zu mildern, ehe er weiterzog. Ich möchte nicht, dass Menschen mit einem Groll fortgehen müssen. Das Schwert aber würde der Schlamm der Trave erst nach über eintausendsiebenhundert Jahren wieder freigeben. Der Fluss trennt sich nur ungerne von dem, was er einmal empfangen hat.

Erneut war ich es, der bereits vor den Menschen erkannte, dass es wieder kühler wurde und die Felder weniger Ernte erbrachten. Viele, die an die Trave kamen, waren von einer drängenden Unruhe erfasst. Und einmal mehr erlebte ich, wie sie mich verließen. Es lag nicht in meiner Macht, sie aufzuhalten. So wenige blieben zurück, dass ich nur noch selten Gesellschaft hatte. Bis andere kamen, die schon einen langen Weg hinter sich hatten. Ihre Sprache war mir unbekannt, doch Gedanken und Gefühle existieren jenseits von Worten. Ich verstand diese Menschen, wie ich alle zuvor verstanden hatte, und sie spürten auf die gleiche Weise tief in ihrem Inneren meine Gegenwart. Sie brachten ihre eigenen Gottheiten mit, die ihnen halfen, die Welt zu verstehen, und wenn sie die Furt durchwaten wollten, erbaten sie zuvor das Wohlwollen der Rusalka, die ihnen als Herrin des Wassers galt. Der Fluss aber blieb unwandelbar. Trava nannten sie ihn, ganz so, als würde er ihnen nicht einmal die Wahl eines anderen Namens gestatten.

Wagrowie und Polabianie nannten sich die Menschen, die nun zu beiden Ufern der Trave lebten. Sie waren die ersten, die an dem Ort bei der Furt nicht nur innehielten, sondern sich wirklich zu ihm hingezogen fühlten, was mich sehr erfreute. Mit der Zeit entstand dort ein kleiner Platz, an dem gelegentlich Waren aufgestapelt und auf

Flusskähne umgeladen wurden, meist Holz aus den umliegenden Wäldern. Zugleich trafen manchmal Güter von anderswo ein. Die Händler und Flößer blieben bisweilen mehrere Tage an der Furt, erzählten sich Geschichten und vertrieben sich die Zeit. Sie liebten es, dort zu lagern, nirgendwo entlang des ganzen Flusses fühlten sie sich zufriedener.

Die friedliche Zeit dauerte lang und war doch allzu kurz. Die Menschen, die an die Furt gelangten, begannen erst Furcht in sich zu tragen, dann Erlebnisse des Schreckens. Ich tat, was ich konnte, um ihnen ein wenig Geborgenheit zu geben. Die weiten Wälder, Sümpfe und Moore beiderseits der Trave wurden zum Grenzland, um das erbittert gestritten und gekämpft wurde. Von Westen her drängten andere heran, und wenn es auch immer wieder lange Jahre gab, in denen kaum einer an sie dachte und sie keine Gefahr darstellten, so verschwanden sie doch nicht. Mir blieb es erspart, Kampf und Tod selbst zu erleben. Aber das Wasser der Trave trug nicht nur einmal Blut mit sich, zusammen mit dem Echo von Leid und Sterben.

Es dauerte unerträglich lang, bis die Gedanken an Krieg und Überleben endlich aus den Köpfen der wenigen Menschen, die noch den Weg zu mir fanden, verschwanden. Nun, so erfuhr ich irgendwann, waren die Leute aus dem Westen die Herren des Landes. Es kümmerte mich nicht wirklich; ich hatte Zeiten um Zeiten kommen und gehen sehen und wusste längst, dass niemand jemals tatsächlich Herr der Erde und des Wassers sein kann, die noch dort sind, wenn er längst fort ist. Dennoch war ich neugierig auf diese Menschen. Neues in mich aufzunehmen, mich nicht zu verschließen, sondern unentwegt hinzuzulernen, war mir über mein langes Dasein zum Bedürfnis geworden. Nun wollte ich wissen, was die Menschen ausmachte, die künftig am Traveufer rasten würden.

Ich brauchte nicht lange zu warten. Eines Tages, als die Oktobersonne durch graue Wolken brach, traf eine kleine Gruppe von Männern am verwaisten Stapelplatz ein. Zwei von ihnen, die auf Pferden ritten, trugen Schwerter, doch die übrigen saßen auf Mauleseln, waren unbewaffnet und in grobe graue Kutten gekleidet. Es waren Mönche aus dem Kloster Reinfeld, dem die ganze Umgebung dem Vernehmen nach nun gehörte. Ihre Sprache überraschte mich ein wenig, denn sie ähnelte entfernt der Art, wie die Leute gesprochen hatten, die fünfhundert Jahre zuvor aus dieser Gegend fortgegangen waren. Sie schauten sich um, und was sie vorfanden, gefiel ihnen.

Zu den Mönchen fasste ich mit der Zeit eine besondere Zuneigung. Sie schienen für die Wirkung des Ortes auf ihre Weise besonders empfänglich zu sein. Besinnung und innere Einkehr, die Ruhe und Zuversicht schenkten, lagen ihnen fühlbar. Zudem waren manche unter ihnen, mochten sie auch allerlei krausen Vorstellungen nachhängen, ungemein gebildet und hinterließen mir bei jedem Aufenthalt wahre Schätze an Erkenntnis. Einer von ihnen, er hieß Wolfram, zählte sogar zu den wenigen Menschen, die meine Gegenwart spüren konnten. Er verharrte, als er eines Tages auf einen Mitbruder wartete, stundenlang bei mir am Traveufer, wobei nach und nach die Sorgen und Grübeleien, die er mit sich schleppte, ihr drückendes Gewicht verloren. Als schließlich der andere Mönch eintraf, sagte Wolfram zu ihm, dass dieser Platz zweifellos von einem guten Genius Loci beseelt war. Da erst verstand ich die Natur meiner eigenen Existenz. Ich war der Genius Loci, der Geist des Ortes. Und ich begriff, dass ich nicht grundlos hier diesen Ort bewohnte. Ich war sein Hüter, der ihm Seele und Sinn verlieh. Und das wollte ich so gut tun, wie es mir überhaupt nur möglich war.

Bald wurde der Stapelplatz wieder genutzt, um Holz flussabwärts zu bringen, doch nicht für lange Zeit, denn die dichten Wälder des Travelandes wurden gerodet und mussten Weiden und Feldern weichen. Als es nach einer Weile kein Holz mehr gab,

lagerten auch keine Flößer mehr am Ufer. Ich vermisste sie, doch ich fiel nicht in die Einsamkeit zurück. Immer häufiger kamen Menschen, um die Trave zu überqueren. Da nicht jeder von ihnen Lust verspürte, sich beim Durchwaten des bisweilen tückisch fließenden Wassers nasse Beine zu holen, und der Strom ohnehin oftmals über Tage und Wochen zu viel Wasser führte, um die Furt zu passieren, ließ sich hier ein Fährmann mit seiner Familie nieder. Nun hatte ich ständig Gesellschaft.

Doch es kam für mich noch besser. Weil es manchmal recht lang dauerte, bis es möglich war, mit dem Nachen ans andere Ufer überzusetzen, begannen die Fährleute eine Schenke für die Wartenden zu betreiben. Und ich tat alles, damit sich die Menschen dort wohlfühlten. Offenbar war mir damit Erfolg beschieden, denn auch die Bauern des ein wenig abseits der Trave von den Mönchen gegründeten Dorfes Loccefelde kamen gerne in die Schenke. Es zog sie so sehr ans Traveufer, dass sie nach kurzer Zeit tatsächlich um die Erlaubnis baten, ihr gesamtes Dorf hierher verlegen zu dürfen.

Ihr Wunsch wurde ihnen gewährt, und sie ließen errichteten ihre Katen entlang des Wegs, der zur Furt führte. Am glücklichsten wähnten sich diejenigen, denen Grund und Boden nahe der Schenke zugewiesen wurde, denn dort konnte ich meine Wirkung entfalten.

Lokfeld wurde ein glückliches Dorf. Natürlich blieb es nicht unberührt von den Wirren der Welt, die ich aus den Erzählungen in der Wirtsstube und den Gedanken der Menschen kennenlernte, doch seine Bewohner blieben von Schrecken und Heimsuchungen verschont. Während die Jahrhunderte verstrichen, verschwanden die Mönche und Herzöge traten als Herren des Landes an ihre Stelle. Für mich selbst wäre das ohne Bedeutung gewesen, doch ich fühlte nur allzu oft die wachsende Bedrückung der meisten Bauern, die zu Leibeigenen wurden und vom Leben wenig mehr zu erwarten hatten als nie endende Fronarbeit. Ich gab mein Bestes, sie ein wenig aufzumuntern, denn ihr Dasein war finster.

Der Krieg, der ein ganzes Menschenleben dauerte, riss Lokfeld nicht in seinen Strudel, doch Flüchtlinge, die alles verloren hatten, herumstreifende Entwurzelte auf der Suche nach leichter Beute und böse Nachrichten selbst bis in diesen abgelegenen Winkel gelangten und die Furcht schürten. Wenn die Menschen abends in der von wenigen rußenden Kerzen spärlich erhellten Stube der Dorfschenke saßen, konnte ich ihrer Angst manches Mal den Stachel nehmen. Und der Dunkelheit standen die vielen Tage gegenüber, an denen allen Widrigkeiten zum Trotz im Wirtshaus und auf der Wiese am Traveufe ausgelassen gefeiert wurde. Jedes dieser Feste trage ich für immer wie eine unschätzbare Kostbarkeit in mir.

Wie friedlich Lokfeld auch in schlimmen Zeiten blieb, zeigt sich wohl am besten daran, dass ich die ersten Soldaten meiner langen, langen Zeit an diesem Ort erst vor etwas mehr als zweihundert Jahren sah. Es waren Dänen in schmucken roten Röcken, die man für einige Wochen in den Bauernkaten einquartierte. Auch sie waren Menschen wie alle anderen, die ihre Freuden und Sorgen hegten, und denen ich meine kleinen Geschenke auf den Weg mitgab. Nicht lange, nachdem sie abgezogen waren, wurden übrigens die Bauern von der Leibeigenschaft befreit; sie leerten in der Gaststube nicht wenige Bierkrüge, während sie lauthals lachend die Urkunden, in denen ihre Frondienste festgelegt waren, in Flammen aufgehen ließen.

Zehn Jahre danach hatte ich dann eine neuerliche Begegnung mit Soldaten, die hier ohne einen Schwertstreich über den Winter Quartier bezogen. Diese aber waren in

dunkles Grün gekleidet und hatten bereits einen ungeheuer langen Weg hinter sich, denn sie kamen aus Russland. Ihre Worte erschienen mir als fernes Echo der Sprache, die ich zuletzt mehr als sechshundert Jahre zuvor vernommen hatte. Begegnungen wie diese lehrten mich, dass eigentlich alles in der Welt nah beieinander liegt, miteinander verwandt und verbunden ist, und dass vermeintlich trennende Jahrhunderte oder Entfernungen nichts sind als eine Illusion.

War es auch nur eine Illusion, dass die Zeit schneller zu verstreichen begann? Ich hatte nie viel acht auf Äußerlichkeiten gegeben, da sie sich nur schleichend und kaum merklich wandelten. Doch dieses gemächliche, zähe Dahinrinnen verschwand langsam und wich einer viel rascheren Abfolge der Veränderungen. Und nicht alleine die Zeit floss schneller, sondern auch die Trave. Scharen von Arbeitern kamen, begradigten und befestigten ihre Ufer. Sie wurde in ein schmales Bett gezwängt, tiefer als ihr altes, in dem ihr Wasser nun rastlos strömen musste. Noch heute mag sich die Trave nicht damit abfinden, bricht gelegentlich in einem Aufwallen von Zorn aus ihrem engen Lauf aus, als wollte sie an den Gittern ihres Gefängnisses rütteln. Doch jedesmal muss sie wieder zurückkehren in ihr streng begrenztes Heim, das ihr die Menschen zugewiesen haben. Manchmal, in stillen Nächten, ist mir, als könnte ich ihren Gram spüren.

Im neuen Travebett war auch für die Furt kein Platz mehr. Sie verschwand, als hätte es sie nie gegeben. Nur der Fährkahn blieb, doch nicht für lange. Der findige Vogt des Dorfes, dem auch das Gasthaus gehörte, erlangte die Erlaubnis, bei seiner Schenke eine Brücke zu errichten. Er verlor keine Zeit damit. Dass er es nicht aus reiner Gutmütigkeit tat, sondern weil er auf gute Einkünfte aus dem Brückenzoll rechnete, sah ich ihm gerne nach. Immerhin bewirkte er, dass weit mehr Menschen als je zuvor nach Lokfeld kamen, denn hier befand sich nunmehr die einzige Travebrücke weit und breit. Jetzt kehrten auch Fuhrleute in der Wirtschaft ein, die sich, wie hätte es anders sein sollen, fortan Lokfelder Brücke nannte. Da der Herr über die Brücke es meistens nicht eilig hatte, den Zoll zu kassieren und den Schlagbaum zu öffnen, konnte ich den im Gasthaus geduldig Wartenden häufig in aller Ruhe lauschen, sie kennenlernen und ihnen etwas Freude auf den anstrengenden Weg mitgeben. Von den Kutschern erfuhr ich, was sich in Reinfeld, Oldesloe, Lübeck und sogar Hamburg ereignete. Durch ihre Erinnerungen war es für mich, als könnte ich alle diese Städte selber besuchen. An den Ort meiner Existenz gebunden zu sein, habe ich niemals als Fessel empfunden.

Die Brücke überspannte noch nicht lange die Trave, da wurde die durch Lokfeld führende Straße geebnet und mit Steinen gepflastert. Die stille Abgeschiedenheit, die mit den Jahrtausenden wie ein Teil meiner selbst geworden war, schwand zusehends, während das Land erneut in andere Hände wechselte. Im Wirtshaus wurde nun an manchen Tagen auf das Wohl eines Königs, später sogar eines Kaisers das Glas erhoben. Eines Sonntags ließ der damalige Besitzer der Gastwirtschaft Freibier ausschenken, denn er war in Feierlaune, nachdem er die mittlerweile unverzichtbar gewordene Straßenbrücke für unglaublich viel Geld an die Gemeinde verkauft hatte. Zwar musste von da an keiner mehr darauf warten, dass sich der Schlagbaum hob, weil der Brückenzoll abgeschafft wurde; doch die Fuhrleute kehrten auch weiterhin zu Bier, einem kräftigen Essen und einem ausgedehnten Schwatz ein.

An einem trockenen, heißen Sommertag machte ich mit meinem ersten Automobil Bekanntschaft. Ich mochte es nicht. Es rollte unter dröhnendem Knattern über die Brücke hinweg, umgeben von bläulichem Benzindunst und mit einer gewaltigen Staubwolke im Schlepptau. So schnell raste es vorüber, dass ich nicht einmal Gelegenheit hatte, den Menschen darin auch nur das Geringste mitzugeben. Ich blieb ihnen so fremd wie sie mir.

Die Dorfbewohner blickten dem lautstarken Gefährt voller Staunen nach, doch mir erschien es wie ein betrüblicher Vorbote. Ich war nicht unglücklich darüber, dass Autos noch für Jahrzehnte ein seltener Gast blieben.

Wenig später brannte die Gastwirtschaft nieder. Da ich keinen Körper habe, verursachten mir die Flammen zwar keine Schmerzen; und dennoch tat es mir unsagbar weh, miterleben zu müssen, wie das Feuer gefräßig alles verzehrte, was es in seine Klauen bekam. Es bereitete mir schreckliche Qualen, die glühenden Dachbalken unter lautem Krachen und umgeben von einer emporschießenden Wolke aus Funken barsten und einstürzten. Mich erfasste die Angst, dass ich Abschied nehmen müsste von dem Haus, das zu meinem Herzen geworden war. Wie erleichtert war ich, als sich herausstellte, dass meine Befürchtungen sich nicht bewahrheiteten. Die Lokfelder Brücke entstand neu, schöner als je zuvor, mit einem großen Saal, in dem oft und unbeschwert gefeiert wurde.

Doch zu dieser Zeit fing die Welt auch an, immer öfter und stärker in das kleine Dorf vorzudringen. Ich spürte die Erschütterungen von Dingen, die sich weitab ereigneten. Immer rascher folgten Geschehnisse und Veränderungen aufeinander, viel zu viele, um sie alle zu erwähnen. Ich sah die Söhne der Bauern lachend in einen Krieg ziehen, und auf den Seelen derer, die nach Jahren heimkehrten, lagen oft so schwere Schatten, dass selbst ich ihnen nur wenig Freude schenken konnte. Und zu der Zeit, als die Trave braun von Schlamm und Lehm wurde, weil weiter aufwärts eine große Brücke errichtet wurde, die allein den ungeliebten Autos vorbehalten war, bemerkte ich in den Köpfen mancher seltsame, sogar furchterregende Gedanken. Nicht lange danach verließen abermals die jungen Männer Lokfeld, weil sie Soldaten werden sollten. Mir war unwohl zumute, und es kostete mich Kraft, meine Beklommenheit nicht ungewollt mit denjenigen zu teilen, die es zu mir zog, weil sie sich hier willkommen fühlten.

Ich erlebte, wie der Himmel des Nachts blutrot glühte. Zunächst einmal im Osten, wo Lübeck lag. Dann viele Male im Westen, wieder und wieder. Und ich sah an einem regenverhangenen Frühlingstag drei ausgemergelte, hohlwangige Männer in zerschlissener, blau und weiß gestreifter Kleidung in Todesangst das Traveufer entlangrennen, voller Furcht vor den Hunden ihrer Verfolger. Schließlich füllte sich der Saal der Lokfelder Brücke mit Menschen, die gleichfalls geflüchtet waren und nach einem langen Weg nichts mehr als das besaßen, was sie am Körper und in einigen verschnürten Pappkartons bei sich trugen. Als guter Geist der Lokfelder Brücke gab ich alles, was ich hatte, um allen, die in dieser Zeit zu mir kamen, die von Leid und Sorgen trüben Gemüter ein wenig aufzuheitern. Es war die schwerste Aufgabe meines ganzen langen Daseins. Um so wichtiger wurden für mich die kleinen Momente, in denen ich das Gefühl von Geborgenheit und Freude bemerkte.

Langsam verzogen sich die Wolken wieder. Nun begann für mich die bis dahin glücklichste Zeit meiner gesamten Existenz. Festgesellschaften, Ausflügler und die Bewohner der umliegenden Dörfer kamen oft und gerne in die Lokfelder Brücke. Es wurde gefeiert, gesungen, getanzt. Mehr Freude und Vergnügen hatte ich nie zuvor erlebt, und nie fiel es mir leichter, viel davon weiterzugeben. So hätte es immer bleiben können.

Es ging nicht so weiter. Die Zeiten änderten sich, und die Lokfelder Brücke musste schließen. Nach sieben langen Jahrhunderten gab es kein Gasthaus mehr am Ufer der Trave, keine Feiern, keine Menschen, die sich um die Tische versammelten und sich unterhielten. Drückende Stille kehrte im Saal ein. Die Autos fuhren vorüber, ohne dass ihre Insassen den Ort spürten. Ich fühlte mich schrecklich verlassen.

Doch es sollte nicht so bleiben. Das Leben kehrte in die Lokfelder Brücke zurück. Und ich genieße seither wieder jede Gelegenheit, den Bewohnern und Gästen, die hier zusammenkommen, meine Geschenke zu überreichen. Der gute Geist der Lokfelder Brücke wirkt weiter. Und so wird es bleiben. Ich weiß es.